

Die schreckliche Treue der Marlen Haushofer

JEANNIE EBNER

Marlen Haushofer wurde 1920 in Frauenstein im Steyrtal geboren und verbrachte dort ihre Kindheit. Ihr ganzes Leben verlief in der alten oberösterreichischen Stadt Steyr, mit Ausnahme der Schulzeit in einem Kloster in Linz und ihrer während des Krieges abzuleistenden Arbeitsdienstzeit in Ostpreußen. Sie heiratete jung, bekam zwei Kinder, führte den Haushalt und half ihrem Mann, der Zahnarzt war, als Sprechstundenhilfe. Was immer an Pflichten sie einmal freiwillig übernommen oder sich hatte aufhalsen lassen, dem unterzog sie sich, diszipliniert, mit der ihr eigenen sanften, wortkargen Beharrlichkeit, bis ans Ende in schrecklicher Treue. Erst nachdem die Kinder geboren waren, begann sie zu schreiben, und damit war es besiegelt, daß sie auch diese durch ein Talent gegebene Pflicht nun lebenslang, unter Einsatz aller ihrer Kräfte, und über diese Kräfte hinaus, leisten müsse.

„Wenn ich vorher gewußt hätte, daß Schreiben mein Lebensinhalt ist“, sagte sie zu mir, „hätte ich vielleicht keine Kinder bekommen. Kinder sind kein Lebensinhalt. Sie beginnen von ganz klein an, von dir wegzuwachsen, und das ist notwendig, denn sie sollen ihr eigenes Leben haben. Schreiben — das ist eine Lebenserfüllung.“

Sie hat auch Kinderbücher geschrieben, um Geld zu verdienen, nicht, weil sie es unbedingt gebraucht hätte, sondern, wie sie sagte: „Weil man damit den Männern beweisen kann, daß es nicht nur ein Hobby wie Handarbeiten ist, sondern etwas Vernünftiges.“

Aber die 1952 erschienene Erzählung „Das fünfte Jahr“, für die sie den Österreichischen Staatsförderungspreis erhielt, ist die Geschichte einer Kindheit, keine Kindergeschichte; und die Kindheitserinnerungen sind eines der immer wiederkehrenden Themen ihres literarischen Oeuvres. 1955 folgte der erste Roman, „Eine Handvoll Leben“, 1956 die Kurzgeschichtensammlung „Die Vergißmeinnichtquelle“ und 1957 der zweite Roman „Die Tapetentür“ — Bücher, die bei aller Begabung noch nicht literarische Höhepunkte darstellen und überdies nur in der Freizeit zwischen mehreren Händen voll Arbeit geschrieben werden konnten.

Darunter hat ihre Gesundheit gelitten und sie mußte einen langen Sanatoriumsaufenthalt absolvieren.

Dann aber hat, wie Oskar Jan Tauschinski es 1970 in „Literatur und Kritik“ formuliert, „... Marlen Haushofer in ihrem künstlerischen Entwicklungsprozeß ganz offensichtlich eine neue Stufe erstiegen und dabei auf dem scheinbar geraden Weg, den sie ging, einige überraschende Haken geschlagen...“ Die Kinder waren herangewachsen, und sie konnte sich mit größerer Konzentration ihrer zweiten „schrecklichen Treue“, der Treue zur Dichtung, zuwenden. Ihre 1958 erschienene Novelle „Wir töten Stella“ ist schon ein kleines Meisterwerk. Die stellenweise etwas zu romantische Weltsicht — Zitat aus einer frühen Geschichte: „Die Menschen sind nicht böse — nur manchmal ein wenig verwirrt“ — ist in dieser Novelle schon zur intellektuellen Klarsicht gereift, die das unterschwellig vorhandene Böse, die Schuld, das Versagen des Menschen stärker betont; als Appell. Und dieser Trend setzt sich fort und findet seine schärfste und literarisch vollendetste Ausprägung in den Erzählungen des Bandes „Schreckliche Treue“. Eine der Geschichten hat den Titel „I'll be glad when you're dead“. In der Ichform berichtet eine tiefunglückliche, betrunkene Frau über ihre Ehe, die so harmonisch aussah und dann doch in Brüche ging. Beim Anhören des englischen Schlagers erkennt sie, welche unbewußten Regungen sich in ihr und ihrem Mann als Folge zu lang ertragener, pflichtgemäßer Langeweile entwickelt haben. Aus konventionellen Gründen hingenommene Langeweile als Ursache des Bösen, das ist das Thema mehrerer Geschichten in diesem Buch. In „Die Stechmücke“ schildert sie einen Menschen, den die Natur nicht genügend gegen die Grausamkeit gewappnet hat. Alle Grausamkeiten, die er im Lauf seines Lebens ertragen oder mit ansehen mußte, sammeln sich an, bis der Tod einer Stechmücke das Maß voll macht; ein letzter Tropfen, allem Unerträglichen hinzugefügt, läßt das Gefäß überlaufen, eine Nichtigkeit... aber es geht in vielen Geschichten um solche Nichtigkeiten — lauter letzte Tropfen. Die Autorin legt sie unter Mikroskop: Da wimmelt es von winzigen, primitiven Triebregungen, aus der kulturellen Vorzeit ererbt und mitgeschleppt und nie ganz ausgerottet. In noch stärkerer Vergrößerung würden uns diese sonst unsichtbaren Tieren als Ungeheuer an Ichsucht, Bosheit, Grausamkeit, Perversion und Dummheit erscheinen. Betroffen erkennt der Leser da und dort ein Miniaturporträt seiner selbst. Und das ist wohl beabsichtigt, aber der Blick voll Skepsis und weiblichem Realitätsinn, den die Autorin auf den Personen der Handlung und darüber hinaus auf den Lesern ruhen läßt, er ist nicht nur unbestechlich, er ist nicht tödlich: Marlen Haushofer gehört nicht zu jenen Selbstgerechten, die den Schreibtisch des Dichters mit dem Richterstuhl über alle Welt verwechseln. Ihr Blick ist nicht strafend. Ungern reißt sie Masken von Gesichtern, die offensichtlich hilflos sind und der Masken bedürfen, um mit sich selbst auskommen zu können. Marlen Haushofers sanfter und zugleich wissender Blick ist von etwas gemildert, das ich als „Menschenliebe wider besseres Wissen“ bezeichnen möchte. Mit einem resignierenden Lächeln scheint sie uns sagen zu wollen: Laß gut sein, mach dir nicht zuviel daraus. Aber bleiben wir doch bei der Wahrheit. Wir könnten uns ja noch zum Besseren ändern, nicht wahr?

Der Themenkreis der Haushofer beschränkte sich im allgemeinen auf das, was sie in ihrem Umkreis beobachtet hatte. „Ich beneide dich, weil du alles erfinden kannst, Menschen, Schicksale, Häuser, Landschaften... Ich kann nur beschreiben, was ich kenne. Darum muß ich oft lügen, denn ich sehe sehr scharf, und ich will niemandem weh tun. Manchmal geht das auf Kosten der literarischen Integrität.“

Ich aber beneidete sie um die Fähigkeit, ohne jede poetische oder stilistische Überhöhung aus konkreten Erlebnissen durch chronologisches Erzählen Dichtung zu machen, und das in einer sehr einfachen Sprache.

Über ihren 1963 erschienenen Roman „Die Wand“, den ich besonders liebe, weil er so etwas wie ein existentieller Roman unserer Welt ist, wie Marlen Haushofer sie empfunden hat, sagte Hans Weigel bei der Präsentation des Buches: „Er ist, wie alles ganz Große, ganz einfach.“ Man möchte hinzufügen, wie das äußere Leben der Autorin, und zugleich genau so kompliziert. Sie sprach wenig und fast immer leise und stockend, als bereitete es ihr große Mühe, sich auszudrücken. Wie sie etwas sagte — das klang oft unbeholfen. Aber sie sagte nie etwas Dummes. Sie redete aus einer tiefen Resignation und aus einer großen, undurchbrechbaren Einsamkeit, denn dieser scharfe, realistische Verstand, diese angeborene Skepsis führte sie fast zum Verstummen, weil das Gefühl, reden zu nichts, ändern nichts, übergroß wurde und sie wieder zurückholte in totale innere Einsamkeit und Verslossenheit. Mit der sie, übrigens, einverstanden war.

Um ihren inneren Zustand in der ihr eigenen realistischen

hütte mit dem Hund auf die Heimkehr der Männer, die ins Dorf gegangen sind, um noch etwas zu trinken. Als sie nicht wiederkommen, geht sie auf das Dorf zu, aber sie stößt an eine unsichtbare Wand. Dahinter sieht sie das Dorf, ein Mann steht am Brunnen und trinkt, ein Hund ist in der Laufbewegung erstarrt, nichts wächst mehr, nichts verändert sich mehr. Die Welt ist mitten in der Bewegung für alle Zeiten erstarrt. Nur ein bestimmtes Gebiet, in dem sie sich befindet, ist wie unter einer gläsernen Glocke eingeschlossen und lebendig geblieben. Wie sie sich nun damit abfindet, wie sie das Weiterleben bewilligt, als einziger Mensch auf der Welt, das ist faszinierend geschildert, das ist eine moderne Robinsonade, ein Abenteuer, wie sich's jeder als Kind einmal erträumt hat. Statt eines Gefährten, den Robinson fand, findet



MARLEN HAUSHOFER

Geboren am 11. April 1920. Gestorben am 21. März 1970.

Im Schreibheft Marlen Haushofers fand sich die folgende Stelle, die wie ein Abschiedswort an ihre Freunde klingt:

MACH DIR KEINE SORGEN

Mach Dir keine Sorgen. Du hast zuviel und zuwenig gesehen, wie alle Menschen vor Dir. Du hast zuviel geweint, vielleicht auch zuwenig, wie alle Menschen vor Dir. Vielleicht hast Du zuviel geliebt und gehaßt — aber nur wenige Jahre — zwanzig oder so. Was sind schon zwanzig Jahre? Dann war ein Teil von Dir tot, genau wie bei allen Menschen, die nicht mehr lieben oder hassen können.

Du hast viele Schmerzen ertragen, wie alle Mensch vor Dir. Dein Körper war Dir bald sehr lästig. Du hast ihn nie geliebt. Das war schlecht für Dich — oder auch gut, denn an einem ungeliebten Körper hängt die Seele nicht sehr. Und was ist die Seele? Wahrscheinlich hast Du nie eine gehabt, nur Verstand, und der war nicht gedenkend der Gefühle. Oder war da manchmal noch etwas anderes? Für Augenblicke? Beim Anblick von Glockenblumen oder Katzenaugen und des Kummers um einen Menschen, oder gewisse Steine, Bäume und Statuen; der Schwalben über der großen Stadt Rom.

Mach Dir keine Sorgen.

Auch wenn Du mit einer Seele behaftet wärest, sie wünscht sich nichts als tiefen, traumlosen Schlaf. Der ungeliebte Körper wird nicht mehr schmerzen. Blut, Fleisch, Knochen und Haut, alles wird ein Häufchen Asche sein und auch das Gehirn wird endlich aufhören, zu denken. Dafür sei Gott gedankt.

Mach Dir keine Sorgen — alles wird vergebens gewesen sein — wie bei allen Menschen vor Dir.

Eine völlig normale Geschichte.

Steyr, 26. 2. 1970

Marlen Haushofer

(Erschienen in „Literatur und Kritik“, Heft 47-48/Juli/Aug. 1970.)

sie Tiere, eine Kuh, die ihr Milch gibt, eine Katze und schließlich zum Glück auch noch einen jungen Stier, denn die Kuh war trüchtig, und sie mußte ein paar ländliche Kindheitserinnerungen zu Hilfe nehmen, um einem gesunden Stierkalb zum Leben zu verhelfen. Der „Freitag“, den sie endlich doch noch entdeckt, ist ein Mann, ein vor Einsamkeit und Hunger total verwilderter Mann, und sie überlegt, ob sie ihn nicht aufsuchen und mit ihm leben könnte. Aber da steht der Satz: „Lieber nicht. Es wäre eine zu große Versuchung für einen Mann, mich für sich arbeiten zu lassen.“

Der Schluß des Romans ist etwas kraß und blutrünstig, sie erschießt den Mann mit einem Jagdgewehr. Anders wäre wohl das Thema der unbedingten Einsamkeit, dem der Roman sich verschrieben hat, gar nicht durchzuhalten gewesen.

Dazwischen aber gibt es eine unvergeßlich schöne Stelle: Ein Sommer auf der Alm oben, mit ihren Tieren, und da schwingt sich die so schlichte Prosa der Dichterin auf zur Umstellung eines mythischen Augenblicks: Ein Sommer, „lebt im Paradies, wiegt alles Negative unserer Welt und unseres Daseins auf.“

Im nächsten Teil...

zufinden. Und das eindrucksvollste Kapitel ihres letzten Romans, „Die Mansarde“ (1969), verweist nochmals auf die unüberwindliche Einsamkeit der Geschöpfe: Eine junge Frau, die neben ihren Ehe- und Haushaltspflichten als Illustratorin Geld verdient und nichts anderes malen kann als Vögel, wünscht sich, daß sie „ein einziges Mal einen Vogel malen können müßte, der nicht so aussieht, als sei er der einzige Vogel auf der Welt“. Allmählich gleitet sie in eine seelische Katastrophe und wird taub. Es ist eine psychisch bedingte Taubheit, die sich zwar viel später wieder gibt; und da erst, ganz zuletzt, gelingt es ihr, etwas anderes zu malen als Vögel: Ungesucht, ungewollt, unverhofft malt sie einen Drachen.

An diesem Buch hat Marlen geschrieben, als die unheilbare Krankheit da war, die sich lange und ungewiß angebahnt hatte, bereits in jenes Stadium trat, in dem sie ohne schwerste Betäubungsmittel nicht mehr zu ertragen gewesen wäre. Unter Schmerzen und Drogeneinfluß, im Spital liegend, hat sie es vollendet, ehe sie ging. Beharrlich, eigensinnig ihrer Aufgabe die Treue haltend, bis zuletzt.

Michael Guttenbrunner:

DER AUFERSTANDENE

Ausgemergelt stieg er heraus,
und sein Blick erstarrte noch tiefer,
als er des Krieges Schlussschrift
in der Natur las,
und er trauerte über sie,
und mit weinender Scheu
freut er des Friedens sich.
Sehnsüchtig sucht er
in wolkiger Himmelsferne
das Vaterhaupt.

DIE BAUERN

Wir hatten kein Leben auf Erden.
Wir gehn ungetröstet hinab.
Das Tal schallt von eiligen Schlägen,
und die papierene Saat
wuchert rascheln auf schmachttenden Hügeln.
Die Welt fährt in sausendem Zuge
auf glatten Rädern und Schienen,
sie ruht nicht mehr auf den Hörnern
der Ochsen mit Händen und Füßen.
Wer seinen Ochsen verliert,
stirbt zur Hälfte.
Das Ende der Wege ist nahe.
Über unseren Tagen geschieht,
übersteigt des Zaubers Sehkraft
und der Rauhnacht brauende Scheitel.
Die Erde ist ein Stück Seife,
sie gleitet aus unseren Händen.
Wir bleiben schmutzig und waren
so arm nicht vor Christi Geburt.

GEBOREN EINST...

Geboren einst in Treibach und Althofen,
und bei Krumfelden, wo die Gurk
honiggelb ins kernreiche Krappfeld hinaustritt.

Er sah den blassen blutsverwandten Hunger
bei seinen Eltern stehn.
Sein Vater sprach, wenn er ihn sinken sah
„Ein Ärschling bist
und rechter Bauernspott.
Auf Erden herrscht der Antichrist.
Wer kein Geld hat, dem hilft kein Gott.“

Die Mutter singerte: „Noch wuchs kein Stein
innen in deiner Hand,
du bist mein Liebes Jesulein.“

HEILIGE PAUSE

Auf einem Hügel von Steinen,
wo Unkraut rot und traurig steht,
setzt sich der Wanderer
mit Augen voll qualmender Fragen.
Die Erde gleicht gestillter Meeresflut.
Tief versunken
sind die Bilder heiliger Begräbnisse,
und droben steuert der dunkle Bauer
das klirrende Gespann.
Eine heilige Schrift ist das Land,
lieblich das gesichelte Feld
im bräunlichen Kranze der Wälder,
während die Sonne sinkt
und hoch der Mond schon sinnend einhergeht.

ALTSLOWENISCHES ABENDGEBET

(Nach Valvasor)

Wir Hegen nackt
und rufen alle Nächte
Gott zu Hilfe.
Schrei Gottes Gnade an
in Strophen deiner Not!
Durch unser armes Dach
träuft es herab,
wie Schnee ins Tal sinkt,
wo Hirten Schafe weiden.

Die Schafe kennen
Gottes Gnade nicht.
Ihr bestes Teil wär
nicht geboren sein,
statt niedrig
an der Hölle Ort zu wohnen
und traurige Briefe zu schreiben.

Wir jubeln in der Finsternis
auf unseres Bettes Stroh.
Der Wehr und Waffen ledig,
schrei Gottes Gnade an!
Held Georg steh uns bei,
zeig uns den rechten Weg,
der führt durch grünes Gras
zum heiligen Wasserbad.

Dort fließt der Gnadengraben.
Die Mutter Gottes wäscht
dort über Nacht
die schwarze Sünderhand
ganz weiß